



Alles sehr schön bunt: Juliane Banse als verliebte Schäferin in der um Witz bemühten Inszenierung von Keith Warner Foto Armin Bardin

Ritter, Schaf und Lethe

Harnoncourts flammende Interpretation von Haydns „Orlando paladino“ in Wien

WIEN, im November Die Schäferin zählt ihre Schafe: Herbert, Franz, Simon, Riccardo, Nikolaus... Jedes Tier trägt ein Namensschild um den Hals, dazu ein dämliches Schafgrinsen im Gesicht und Gummiräder an allen vieren wie ein Kinderwägelchen. Witz, komm raus, du bist umzingelt! Dass sich ausgerechnet der Welsler-Möst-Franz zwischen das Karajan- und das Rattleschaf einreicht, ist natürlich eine Pointe, wie sie derzeit nur in Wien funktionieren kann.

Demnächst wartet der designierte neue Chef an der Staatsoper mit der „Wälküre“ auf, seiner ersten Wiener „Ring“-Probe. Das kleine Theater an der Wien dagegen zeigt Flage mit Joseph Haydns spätere Oper „Orlando paladino“. Ein grandioses Stück, dem man gleichwohl die Bühnenwirksamkeit seit mehr als hundertfünfzig Jahren abgestritten hat. Insofern ist es nur konsequent, dass die schöne Schäferin dem letzten Dirigenten-Schaf mit Namen Nikolaus besonders liebevoll auf den Plastikhintern klopf. Gäbe es nämlich nicht den löwenherzigen Nikolaus Harnoncourt, der da im hochgefahrenen Graben vor seinem Concentus Musicus Wien steht und mit gestochen scharfer Gestik und jugendlichem Feuer den Schleier der Konvention löpft, dann stünde sie nicht hier auf der Bühne.

Haydns drittletzte Oper ist eine Semiseria, halb komisch, halb heroisch, komponiert 1782. Zunächst europaweit ein großer Erfolg, geriet sie im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts in Vergessenheit, wurde 1932 wieder ausgegraben und steht seither ab und zu auf den Spielplänen. Variiert wird die bekannte Vorlage von Ariost. Wobei verwirrenderweise drei Charaktere klar der Seria zugeordnet sind, drei weitere aber der Buffa – der Titelheld bleibt der einzige, der seine harmonisch eingedunkelten Akkompagnationszenen wie seine herzerreißende Arie „Miei pensieri, dove siete?“ allezeit im hohen Stil absolviert. Orlando meint alles, was er singt, nie anders als bitter ernst.

Dieser rasende Roland, Neffe Karls des Großen, ist verrückt geworden über dem Konflikt zwischen Liebe und Krieg. Er wird gegen Ende des dritten Aktes brutal kuriert von der Zauberin Alcina, die

des Ritters Hirn vom Totenschiffer Charon in den Lethefluss tunken lässt. Weil die Musiknummern allesamt blitzkurz sind, die Affekte blockhaft gegeneinandergestellt werden, schockhaft himmelhohe Pathos mit Klamauk abwechselnd und eine kaleidoskopartige Fülle von Stilizitäten ausgeschüttet wird, dramatisch-farbige Akkompagnati, elegisch-ausdrucksstarke Arien – deshalb taucht nie die Gefahr der Langeweile auf.

Haydns „Orlando“ ist eine komplexe Oper über die Oper: ein „Machwerk“. Dass man diese geniale Musik vor dem Vergessen retten müsse, und sei es auf Kosten der wüsten Story, war bereits für Antal Dorati klar. Harnoncourt dagegen, der schon vor einiger Zeit bekannt hat, dass er sich für den Rest seines Lebens nur mehr mit vollendeten Meisterwerken befassen möchte, war von der integralen Überlebenskraft des haydnischen „Orlando“ sofort überzeugt. Vor zwei Jahren hatte er das Stück erstmals mit dem Concentus Musicus beim Festival „Styriarte“ in Graz vorgestellt, ein Live-Mitschnitt auf CD sprang dabei heraus. Als einzigen Sänger des vortrefflichen Grazer Ensembles hat Harnoncourt für Wien den Tenor Markus Schäfer übernommen, in der Partie des großmäuligen Knappen Pasquale, der ein bisschen etwas von einem Leporello hat und auch ein bisschen was von Papageno.

Pasquale soll dem Ritter auf seiner Suche nach der Heidenprinzessin Angelica beistehen. Hat aber nur den eigenen Ruhm und gutes Essen im Sinn sowie die schöne Schäferin Eurilla. Ähnlich wie Papageno im „Hm, hm“-Duett beteiligt er sich, als sie ihn umgarnet, nur mit Lauten des Entzückens am Zwiegesang, gipfelnd in ein in Gesang ausbrechendes „Ah-Eh!-Ih!-Oh!“: Ihm fehlt die Sprache, so wie sein Herr später die Herrschaft über die Gedanken verliert. Selbst noch das Buffoneske stürzt bei Haydn ins Bodenlose ab. Und gehörten seine Figuren, die sich da im Labyrinth ihrer Emotionen verirren, nicht zum klassischen Standardrepertoire, wäre sie, wie ein paar Jahre später das Personal in Mozarts „Figaro“, auch sozial individualisiert und definiert als (vor-)revolutionäre Zeitgenossen, nie

hätten die Romantiker just diese Oper beiseiteschieben können.

Die Inszenierung ignoriert all dies nach Kräften. Regisseur Keith Warner reißt Witz an Witz, die Sache mit den Schafen ist noch einer der gelungenen. Ausstatter Ashley Martin-Davies baut ein fotogenes Kirmes-Ambiente, darin Alcina, governantenhaft verkörpert von Elisabeth von Magnus, als Hellscherin im Kaffeesatz liest und der sonor-dämonische Fährmann Carone (Markus Butter) statt über den Styx über eine Achterbahn herbeirudert. Orlando prescht herein auf einem Karussellpferd, Angelica, ausgestattet mit der funkelnden Koloraturfertigkeit Eva Meis, steppt mit sechs Varietänzern. Jonathan Lemalu singt den Hautdegen Rodomonte mit viel Furor, Juliane Banse ist eine brillante Schäferin, und Bernard Richter als verliebter Geck Medoro agiert leidenschaftlich, sängerisch hart an der Grenze zum Forcieren. Doch sie alle, so stilsicher sie singen mögen, wirken wie Schießbudenfiguren: die Damen eher tadelnd, die Herren tölpelnd.

Einzig der famose Tenor Kurt Streit als irrsinniger Orlando weiß den Worten, die er singt, auch lebenswahre Tiefe zu geben – vielleicht, weil seine Rolle als einzige nicht von der Regie verniedlicht werden konnte. Als Joseph Haydn im Jahr 1790 den „Figaro“ kennengelernt hatte, fühlte er sich selbst rolandmäßig überrollt. Er schrieb an seine alte Freundin Marianne Genzinger: „Ich fand zu Hause alles verwirrt, drei Tage wusste ich nicht, ob ich Kapellmeister oder Kapelldiener war, nichts konnte mich trösten, mein ganzes Quartier war in Unordnung, mein Fortepiano, das ich sonst liebte, war unbeständig, ungehorsam, es reizte mich mehr zum Ärgern als zur Beruhigung, ich konnte wenig schlafen, sogar die Träume verfolgten mich, denn da ich am besten die Oper Le Nozze di Figaro zu hören träumte, weckte mich der fatale Nordwind auf und blies mir fast die Schlafhauben vom Kopf.“ Haydn hat das Opernkomponieren danach ganz aufgegeben. Was jeder, der seinen „Paladino“ in Harnoncourts flammender Wiener Einstudierung kennenlernt, nur ewig schade finden kann. ELEONORE BÜNING

Der alte Nazi in seinem eigenen Reich

Länger als fünfzig Jahre lebt der ehemalige SS-Obersturmführer Paul Hafner schon in Madrid. Der Österreicher Günter Schwaiger hat ein Filmporträt über ihn gedreht, das in einem erstaunlichen Duell endet.

MADRID, 20. November Wir sehen, wie ein alter Mann aus dem Bett steigt, sich anzieht und es mit dem Tag aufnimmt: Seine Krawatten hängen geknotet und mit angesteckter Krawattennadel im Schrank. Wir sehen, wie er in der Küche Früchte schneidet. Es sei so leicht, sich billig und obendrein gesund zu ernähren, sagt der Mann. Stolz zeigt er die Joghurtmaschine, die er vor Jahrzehnten entwickelt und von deren Verkauf er ordentlich gelebt hat. Der alte Herr ist Systematiker, er gibt sich Regeln und achtet auf Rituale. Später sehen wir, wie er im Wohnzimmer den CD-Spieler anstellt, die Arme schwingt und mit kräftiger Stimme mitsingt: „Deutschland, Deutschland über alles“.

Seit mehr als fünfzig Jahren wohnt der ehemalige SS-Obersturmführer Paul Hafner in Madrid. Wie so manche, die dieselbe Uniform trugen, fand er in Francos Spanien ein williges Gastland. Seine Wohnung in Madrider Norden ist einen Steinwurf von der deutschen Schule, der deutschen Buchhandlung und der deutschen Kneipe entfernt. Was er zwischen 1941 und 1945 gemacht hat, davon spricht er nicht oder nur in ummantelnden Floskeln, vermutlich aus Kalkül, denn eigentlich, so ist zu spüren, würde er es gern; sein Gewissen hält er für rein. Am Ende von Günter Schwaigers beeindruckendem Film „Hafners Paradise“ wissen wir, dass der Protagonist diese Jahre noch immer als ruhmreiche Zeit empfand. Unverblümt sagt er, Hitler sei „der vernünftigste Mensch der Weltgeschichte“ gewesen und der Holocaust nichts als Propaganda. Müssen wir uns das noch einmal anhören?

Die Vorstellung einer objektiven Erzählform, auch im Dokumentarfilm, wäre irreführend. Schwaigers Film „dokumentiert“ nicht, sondern gestaltet, erfindet, erkennt. Wer einen immer noch überzeugten Nationalsozialisten vor die Kamera holt und zum Reden und Mitspielen bringt, wer ihn dabei filmt, wie er etwas sagt, was in Deutschland unter Strafe stünde, wird sich über die eigenen Motive im Klaren sein. Der Film handele nicht von einem Nazi, sondern von einem Menschen, erzählt Schwaiger wenige Tage nach der Premiere in einem winzigen Madrider Kino. Natürlich weiß er, dass der

Nazi in Hafner alles andere überschattet. Doch dem 1955 geborenen und seit langem in Madrid lebenden österreichischen Dokumentarfilmer ist es gelungen, den Mann in dreizehnmönatiger Arbeit aus der Reserve zu locken. Er macht sein Gegenüber in so vielen Facetten sichtbar, dass kleinste Andeutungen von Zweifel, Trotz und Schuldgefühl eingefangen werden. Selbst wenn der Weg zur Selbsterkenntnis so weit ist, dass Hafner ihn nicht mehr gehen wird.

Er wisse nicht, was ihn an diesem Menschen mehr beeindruckt habe, schrieb der Regisseur in einem Artikel für „El País“, der kalte Blick oder das spöttische Lächeln. Paul Hafner war in Spanien erfolgreich, ein Selbmademan, bevor ihm die Sozialisten zumuteten, Steuern auf seinen Schweinezuchtbetrieb zu zahlen. Stolz erfüllt ihn bei dem Gedanken, dass sich das sechzehnruppige deutsche Importschwein unter seine nichtsaahenden iberischen Artgenossen mit vierzehn Rippen gemischt hat. „Und kein Mensch weiß, dass das deutsche Schweine sind“, sagt er, und es klingt wie geglättete Spionage.

Ansonsten ist Hafners Leben eine permanente Nostalgie, aufrechterhalten von Überzeugung und Disziplin. Abspielen des Deutschlandliedes. Gymnastik in Unterhose. Schwimmen, wann immer sich die Gelegenheit bietet. Dass Hafner eine Kindheit voller verdrängter Sexualität, Inzestangst und Inzestbegehren hatte, lässt sich einigen achlos dahingesprochenen Sätzen entnehmen. Umso mehr kotextiert er mit seinem rüstigen Alter. Bei-



Ein Gesicht, furchtlos und zum Fürchten: Paul Hafner ist immer noch entschlossen, Adolf Hitler die Treue zu halten. Foto KWA

Erbsanierung

Geldsegen für die Denkmalpflege

Anlässlich der Verleihung des Deutschen Preises für Denkmalschutz hat Kulturstasminister Bernd Neumann jetzt erklärt, dass seinem Ressort ein zusätzlicher Fonds von 40 Millionen Euro zur Verfügung stehe. Neumanns Ankündigung, das vom Haushaltsausschuss nachträglich bewilligte Geld „im Wesentlichen für die Sanierung des kulturellen Erbes“ vorzusehen, hat prompt heftige Reaktionen betroffener Institutionen ausgelöst. So bemängelt Stephan Frucht, der Sprecher des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft im BDI, die „Sicherheit, mit der man bereits diejenigen Objekte identifiziert“, denen der „plötzliche Geldsegen“ zukommen solle. Besser hätte man die hundert Empfehlungen der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ abwarten sollen. F.A.Z.

Halbmondfilme

Preise der Duisburger Filmwoche

Daniella Marxer hat mit „Zuo?“, den Innensichten eines Internats für den globalen Wirtschaftsnachwuchs im Engadin, den Preis für den besten deutschen Dokumentarfilm gewonnen, der, ausgelobt von 3sat, zum Abschluss der Duisburger Filmwoche vergeben wurde. Der ebenfalls mit 6000 Euro dotierte Preis für den besten deutschen Dokumentarfilm, von Arte gestiftet, ging an Frank Wierke für „Michael Hamburger – ein englischer Dichter aus Deutschland“ über den 1933 emigrierten Lyriker und Übersetzer. Den mit 5000 Euro verbundenen Förderpreis der Stadt Duisburg erhielt Philip Scheffner für „The Halfmoon Files“, eine Recherche über indische und nordafrikanische Kriegsgefangene aus dem „Halbmondlager“ in Wüsdorf während des Ersten Weltkriegs. aro.

des ist nicht mehr wichtig. Der Mann, der so seltsam entpersönlicht von sich selbst spricht, bewohnt längst ein anderes Reich. Und der Film lässt es ihm. Wir beobachten ihn bei einer vor allem von Geisen besuchten Veranstaltung des ultrarechten spanischen Verlags „Fuerza Nueva“. Auch trifft er sich mit anderen Deutschen rechter Gesinnung, darunter dem neunundneunzigjährigen Joachim Heyroth, der von den Bomben erzählt, die er 1937 über Guernica abgeworfen habe.

ANZEIGE



Dann unternehmen Hafner und der Regisseur eine Reise nach Marbella, wo der Deutsche ein paar abgetauchte Freunde besuchen will, den SS-Kollegen Gerd Honsik etwa oder Wolfgang Jugler, ehemaliges Mitglied der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler“. Vielleicht wollte Hafner vor der Kamera mit seinen wichtigen Nazi-Kontakten renommieren. Doch die Versuche, ein Treffen zu arrangieren, schlagen erbärmlich fehl. Niemand in Andalusien will Hafner sehen außer der Tochter eines Franco-Generals. Eine Demütigung, die Schwaigers Film ohne jede Effekthascherei festhält. Mit penibler Schrift adressiert Hafner im Café eine Grußkarte an den „bewunderten Herrn David Irving“. Der Obersturmführer hat noch jemanden, dem er schreibt.

In den letzten Minuten kommt es zu der Szene, auf die der Film hingearbeitet hat. Hans Landauer, ein ehemaliger Häftling im KZ Dachau, willigt ein, Paul Hafner in dessen Madrider Wohnung zu besuchen. Als die beiden am selben Wohnzimmerisch sitzen, breitet Landauer einige Dachau-Fotos aus. Hafner, der acht Tage vor der Befreiung des Lagers durch die Amerikaner ebenfalls dort war, ohne dass er verrät, wieso, schüttelt den Kopf. Er glaubt nicht, was er dort sieht, nicht den Ort, nicht die Zahl, nicht die übereinandergehäuften Leichen. Stille senkt sich über beide, Täter und Opfer. Die Sekunden ticken vorüber, und die Katharsis bleibt aus. Landauer geht. Vielleicht hat Paul Hafner erst am Ende begriffen, dass er sich in einem Duell befand, dessen Ausgang er viel weniger steuern konnte, als er glaubte, nämlich mit dem Regisseur. Günter Schwaigers Film wird Bilder des Schuldigen und Schuldgleibens bewahren, auch noch, wenn die Täter gestorben sind. PAUL INGENDAAY

Lammlyrik

Magda Szabo gestorben

Die ungarische Schriftstellerin Magda Szabo ist am Montag im Alter von neunzig Jahren in Budapest gestorben. Bekannt wurde sie unter anderem mit ihren Romanen „Die Tür“, für dessen französische Übersetzung sie 2003 den Femina-Preis für ausländische Literatur bekam, und „Für Elise“. Die Autorin, die ihre Karriere als Lyrikerin mit der Sammlung „Lamm“ (1947) begann, stand während des Stalinismus zehn Jahre lang unter einem Veröffentlichungsverbot. Sie studierte klassische Philologie und Literatur, von 1940 bis 1945 arbeitete sie als Lehrerin in einer Mädchenschule. Danach wechselte sie ins Ministerium für Religions- und Unterrichtsfragen. Zu ihrem in zweieinzig Sprachen übersetzten Werk gehören auch Schauspiele und Essays. dpa/F.A.Z.

Im Netzwerk des Schauens

Gedicht und Gespräch: Der litauische Dichter Tomas Venclova in Frankfurt

Einmal forderte ein Freund Tomas Venclova auf, sich vorzustellen, er werde am folgenden Morgen hingegerichtet, könne aber noch ein Museum auswählen, das er vor seinem Tod besichtigen wolle. Für den litauischen Dichter war die Wahl klar – der Prado müsste es sein. Sein „altmodischer Geschmack“ ziehe ihn zu „alten Bildern“ hin, sagte der 1937 in Klaipeda geborene Venclova im Literaturhaus Frankfurt. Der in Yale russische und polnische Literatur lehrende Dichter war aus Connecticut an den Main gekommen, um seinen gerade bei Suhrkamp erschienenen neuen Gedichtband „Gespräch im Winter“ vorzustellen, erst der zweite auf Deutsch greifbare Auswahlband des Lyrikers.

Während sein Name oft in einem Atemzug mit den Dichtern Joseph Brodski und Czeslaw Milosz genannt wird, sind seine Texte hierzulande noch wenig bekannt. Claudia Sinnig, die sich die Arbeit am neuen Band mit Durs Grünbein geteilt hat, war zusammen mit dem Schweizer Slawisten Rolf Fieguth schon für den vor sieben Jahren erschienenen und bei Hanser erhältlichen Band „Vor der Tür das Ende der Welt“ zuständig. Für sämtliche Übersetzungen in „Gespräch im Winter“ lieferte sie Interlinearversionen, die Grünbein und sie danach zur Hälfte poetisch überformten. Nun enthält ihrer beider Buch insgesamt 52 seit 1956 entstandene Gedichte Venclovas und erschließt deutschsprachigen Lesern damit ein Viertel von dessen Gesamtwerk. Zum siebzigsten Geburtstag



Der Dichter Tomas Venclova lebt in den Vereinigten Staaten und ist in der osteuropäischen Lyrik zu Hause. Foto Henning Bode

in den vergangenen September bietet „Gespräch im Winter“ damit einen repräsentativen Überblick über ein Œuvre, aus dem die ganze osteuropäische Lyrik des vergangenen Jahrhunderts spricht. Er sei, sagte Venclova dazu im Gespräch mit Grünbein in Frankfurt, einer jener Dichter literarischer Inter textualität, deren Werke „Variationen über andere Texte“ darstellten. Als Leser Mandelstams, Bekannter Achmatowas und Freund Brodskis ist der in den Verei-

nigten Staaten lebende Litauer Venclova auf diese Weise auch zum letzten einer langen Reihe russischer Dichter geworden, denen Literatur als Gedächtnis und Dichtung als Dialog gelten. Von der Gleichrangigkeit der in diesem Dialog engagierten Gesprächspartner zeugen dabei die von Venclova im Prado wiederholt aufgesuchten „Hofdamen“ des Velázquez mit ihrem dichten Netz verflochtener Blicke, das Michel Foucault in seiner „Ordnung der Dinge“ analysiert und dem Venclova sein Sonett „Las Meninas“ gewidmet hat. In Frankfurt war es ebenfalls zu hören: „Folgt man Foucault“, heißt es dort, „sind wir da gemeint“, werden wir, wenn wir uns ins Netzwerk des Schauens und Sprechens begeben, nicht zu „Modell und Betrachter“, sondern zu „Facetten ein und desselben Urbilds“.

Kein Wunder, dass Venclova im Gesprächsgedicht „Der Marineinfanterist“, einer Erzählung aus dem litauischen Partisanenkampf gegen die Sowjets, Kavafis beerbt, den er in Frankfurt zu seinem Lieblingsdichter erklärte, kein Wunder auch, dass er im 1969 entstandenen „Einem Dichter zum Gedenken“ das Bild der Zeit als Hüterin des Herdfeuers der Kunst entwickelt. „Dieser Herd, von Zeit beheizt“ ist dabei auch ein Nachkomme des Primuskochers, der in Mandelstams Gedicht „Du und ich, wir sitzen in der Küche“ in der Einsamkeit wärmt. Beim Überstehen der Geschichte hilft auch für Venclova nur die Dichtung: „Ein Zeuge bleibt uns noch – die Kunst“. FLORIAN BALKE



Paar Fo-Hunde als Kerzenständer mit Ormolu-Montierung. China, Kangxi. H 28,5 cm

AUKTION ASIATISCHE KUNST 7./8. Dez.

Vorbesichtigung: 1. – 6. Dez.

LEMPERTZ
gegründet 1845

Neumarkt 3 50667 Köln Tel. 0221/92 57 29-0 Fax -8
Kataloge: www.Lempertz.com info@Lempertz.com